

Die neue Donauraum-Orientierung.

Rom, 21. Mai. Im italienischen Senat sprach am Donnerstag Staatssekretär Bastianini zum Haushalt des Außenministeriums. Der Redner betonte einleitend, daß heute jeder Italiener im Geiste an den Ufern der Donau weile, wo die königliche Stephanskrone und die Kaiserkrone Savoyens sich nach Jahrhunderten als Sinnbilder der beiden Völker zusammenfänden.

Staatssekretär Bastianini erklärte im Verlauf seiner Ausführungen unter anderem,

Graf Ciano habe neben einer weiteren Festigung der herzlichen Beziehungen zu Österreich, Ungarn und Albanien besonders auf die Klärung der Beziehungen Italiens zu Deutschland hingearbeitet.

das während der Sanktionszeit die feste und selbstlose Unterstützung Italiens für die Gleichberechtigung des Reiches und seine volle territoriale Oberhoheit mit dem spontanen Verständnis für die italienische Sache in Ostafrika und mit herzlicher Sympathie beantwortet habe. So habe die Achse Berlin-Rom Gestalt gewonnen, die auch heute schwerlich anders als eine gemeinsame Anstrengung der beiden Länder angesprochen werden könne, die von dem Wunsch beseelt seien, ihre eigenen Hilfsquellen aufzubauen und ihre eigene Arbeitsmöglichkeit zu erweitern, wobei jede direkte oder indirekte Gefährdung des europäischen Friedens vermieden werden solle. In den letzten Monaten habe sich zur Genüge gezeigt, wie sehr sich jene irren, die in der italienisch-deutschen Zusammenarbeit ganz andere Absichten sehen wollten.

Die wahrhafte Zusammenarbeit zwischen den Völkern sei nach Ansicht der faschistischen Regierung die einzige Form einer wirksamen und realisierbaren Kollektivität, und von diesem allgemeinen Gesichtspunkt aus erfülle die Achse Rom-Berlin eine Funktion, deren Bedeutung an dem delikaten geschichtlichen Zeitpunkt gemessen werden könne, in dem Europa zur Zeit lebe.

Dit sei versucht worden — und in der letzten Zeit auch unter der Gunst außergewöhnlicher Verhältnisse — Europa in zwei getrennte und feindliche Lager zu spalten.

Eine Propaganda, die mit den internationalen Schwierigkeiten ihr Dasein friste, habe sich allzu oft und auch allzu oberflächlich darin gefallen, für bestimmte Tatsachen mit Worten zu spielen, um so europäische Umsturzpläne gerade jenen Staaten zu unterstellen, die durch Belämpfung und Ueberwindung des Bolschewismus verhindert, daß er die Ordnung und den Frieden Europas weiter bedroht. Durch diese Manöver könne freilich die von Mussolini gegebene Direktive der faschistischen Politik durchaus nicht beeinflusst werden. Diese Manöver hätten daher auch weder die Grundlage noch die Grundzüge eines weitgehenden Verständnisses verändern können, die Rom und Berlin ins Auge faßten, als sie mit ihrer Verständigung die Errichtung einer Scheidewand vermieden sehen wollten.

Im Donaugebiet habe Italien mit den Protokollen von Rom im Sinne der Gerechtigkeit und der Gleichberechtigung der Kulturvölker ein weites Gebiet für jene wünschenswerten Verständigung erschlossen, die seit fast 20 Jahren leider immer nur ein Wunsch sei.

Uebergend zum Adria- und Balkanraum betonte der Staatssekretär die herzlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu Albanien und die verständnisvolle Begelung der italienisch-jugoslawischen Beziehungen.

Die italienische Mittelmeerpolitik

Ruhe sich auf die von Italien vor bald neun Jahren mit der Türkei und Griechenland abgeschlossenen Verträge. Bei der Mailänder Begegnung zwischen den Außenminister Ita-

liens und der Türkei habe deshalb auch leicht festgestellt werden können, daß es keine Gründe gegen die Rückkehr zu den alten Beziehungen aufrichtiger Freundschaft gebe. Graf Ciano habe dabei von neuem erklärt, daß Rom keine andere Absicht im Mittelmeer habe, als seine Interessen sicherzustellen und den Frieden zu erhalten. Nach Ansicht Italiens hätten die von ihm abgeschlossenen Verträge mit der Türkei und Griechenland, zu denen auch noch die Verständigung mit Frankreich vom 7. Januar 1935 und das italienisch-englische Gentlemen-Agreement vom 2. Januar 1937 hinzukamen, diesem Ziel zu dienen. Die Beziehungen zwischen Italien und Ägypten würden sich auf Grund der in Montreux erzielten Ergebnisse und der sich daraus ergebenden Berücksichtigung der italienischen Interessen immer enger und freundschaftlicher gestalten.

Was den Völkerbund anlangt, so sei das italienische Volk zu der Ansicht gekommen, daß man der Genfer Einrichtung viel zu große Aufgaben zugewiesen und daß man versucht habe, allzu schreiende Gegensätze in ihm nebeneinander zu stellen.

So sei es unvermeidlich geworden, daß er schließlich die Ideologie des Bolschewismus auf den Schild erhoben und fast zu seinem eigenen Symbol gemacht habe, jene Ideologie, die der Feind der europäischen Ordnung sei. Im übrigen sei mit Recht im Senat darauf hingewiesen worden, daß alle, die innerhalb und außerhalb Europas an die Wirksamkeit des Völkerbundes zu glauben behaupteten, in der Praxis schon von Anfang an darauf bedacht gewesen seien, in Garantiekapiteln, Bündnissen usw., jenes Sicherheitsmoment zu finden, das sie im Völkerbund selbst nicht erlangen konnten.

Interessenausgleich im Fernen Osten.

London und Tokio suchen Annäherung.

Dieser Tage wurde auf der britischen Reichskonferenz von dem Premierminister Australiens der Gedanke eines Nichtangriffspaktes im pazifischen Ozean in die Debatten geworfen und scheinbar nicht unfreundlich aufgenommen. Auch in London waren derlei Ideen schon seit einiger Zeit erörtert worden. Ramentlich war es der Erste Seelord der Admiralität Samuel Hoare, der sich für eine englisch-japanische Annäherung einsetzte und damit ein recht freundliches Echo bei dem neuen japanischen Außenminister Fato fand. Dem Besuch des Prinzen Chichibu, des Bruders des Mikados, in London kommt unter diesem Gesichtspunkt auch erhöhte Bedeutung zu und man hat allgemein den Eindruck, daß eine neue freundschaftliche Aera zwischen den beiden Staaten verheißungsvoll eingeleitet worden ist. Allerdings sind noch mancherlei wirtschaftliche und politische Fragen zu bereinigen, aber man gibt sich offenbar auf beiden Seiten, wie auch aus den heute vorliegenden Meldungen hervorgeht, große Mühe, diese zur allgemeinen Zufriedenheit zu regeln.

Japans Marineminister dementiert aggressive Absichten Japans in der Südsee.

London, 21. Mai. Der Tokioter Korrespondent der „Times“ hat dem japanischen Marineminister Admiral Yonai einen Fragebogen über verschiedene Flottenprobleme vorgelegt. In seiner Antwort erklärte der Marineminister, die japanische Flotte plane keinerlei Rüstungsprogramm, durch das andere Länder bedroht werden könnten. Er dementierte ferner Gerüchte, daß Japan beschloßen habe, beim Bau neuer Schlachtschiffe über die im Londoner Vertrag festgelegte Tonnagegrenze von 35 000 Tonnen und über die Höchstkaliber von 16 Zoll hinauszugehen. Er fügte hinzu, daß gegenwärtig nichts über die Pläne für den Bau neuer

Scharfe Verfassungskrise in Japan.

Tokio, 20. Mai. Die beiden großen japanischen Parteien haben in einer gemeinsamen Konferenz den sofortigen Rücktritt des Kabinetts Hapanishi gefordert und der Regierung, sofern sie dem Beschlusse der Konferenz nicht nachkommen werde, schärfsten Kampf im kommenden Reichstag angefangt.

Dies veranlaßte den Ministerpräsidenten Hapanishi zu der Erklärung, daß die politischen Parteien in Japan nicht wie die Parteien in anderen Staaten über das Schicksal einer Regierung zu entscheiden hätten und ein ständiger Regierungswechsel, veranlaßt durch den Kampf politischer Parteien untereinander, nicht der Eigenart japanischer Staatsauffassung entspreche. Wenn das Kabinett auch gegen den Willen der Parteien im Amt bleiben werde, so bedeute dies keineswegs, daß die Regierung eine Diktatur anstrebe oder die Verfassung verletzen wolle. Andererseits könne die Regierung aber nicht eine Parteilosigkeit nach ausländischem Vorbild dulden, da Parteilosigkeit eine geordnete Staatsführung in diesen schweren Zeiten unmöglich mache.

Selbstausslösung der Showakei-Partei.

Parteiwirtschaft führt Staatserneuerung.

Tokio, 21. Mai. (Staatsdienst des DNB.) Die im letzten Jahre mit Unterstützung der Regierung gegründete Showakei-Partei hat unter Leitung des früheren Verkehrsministers Hochizuki durch Parteibeischluß die Auflösung beschlossen. Die Entschließung bejaht, daß die gegenwärtige Krisenlage durch einen Kampf zwischen Regierung und Partei nur verschärft werde, und daß für die Gründung einer neuen nationalen japanischen Partei der Weg freigelegt werden müsse. Die gegenwärtig bestehenden Parteien seien überlebt und deshalb unfähig die Erneuerung des Staates erfolgreich zu unterstützen.

Schlachtschiffe gelagt werden könne. Auf eine Frage hinsichtlich der Presseberichte, nach denen Japan eine südwestlich gerichtete Expansionspolitik verfolgen wolle, erklärte Admiral Yonai, daß das Gebiet der Südsee geographisch und wirtschaftlich sehr eng mit Japan verbunden sei. Es sei eine natürliche Folge, daß Japan an den wirtschaftlichen Entwicklungen in diesem Gebiet stark interessiert sei. Die Behauptung, die japanische Flotte habe irgendwelche aggressiven Absichten in der Südsee, sei jedoch unrichtig.

England zerstreut chinesische Besorgnisse

Die Bemühungen um eine politische Entspannung im Fernen Osten.

London, 21. Mai. Die Morgenblätter melden, daß der chinesische Finanzminister Kung in einer Unterredung mit Eden die Besorgnis zum Ausdruck gebracht habe, daß eine neue englisch-japanische Annäherung auf Kosten chinesischer Interessen vor sich gehen könnte. Demgegenüber habe der englische Außenminister Kung versichert, daß diese Besorgnungen grundlos seien, daß vielmehr die britische Regierung bei jeder Bemühung zur Verbesserung der Lage im Fernen Osten die chinesischen Interessen voll berücksichtigen werde. Die beiden Minister seien im übrigen darüber einig gewesen, daß die Lage im Fernen Osten neuerlich eine aussichtsreiche Wendung genommen habe. Die Verbesserung der Lage sei hauptsächlich auf die verständnisvolle Haltung Japans zurückzuführen, das sich jetzt um Zusammenarbeiten mit England für die wirtschaftliche Entwicklung und politische Befriedung des Fernen Ostens bemühe.

„Daily Telegraph“ veröffentlicht einen Ausfluß, in dem darauf hingewiesen wird, daß Japan neuerdings eine verständnisvolle Politik gegenüber China eingeschlagen habe.



Hauptstadtmäßig steht es hier allerdings nicht aus. Vor dem Bahnhof dehnt sich ein weites, hölzernes Platz, Baraden und niedrige Häuser umgeben ihn. An seinem einen Ende steht als letzter, jämmerlicher Zeuge einer vergangenen Zeit ein prachtvoller Triumphbogen. Ein Bild auf die verwahrlosten, überfüllten Straßenbahnen läßt Frau Inge den Fußmarsch wählen, denn Autotaxen gibt es nicht.

Hinter den drei Deutschen her kommt raschen Schrittes der Kommissar. Liebenswürdig bietet er sich als Führer an. Koffen und das Ehepaar wünschen ihn zwar im geheimen zum Ackud, aber der Konsul nimmt mit höflicher Verbeugung an. Zunächst ist, wie durch ein Wunder, ein bequemes Auto zur Verfügung. Diese Jauberkeft geht einzig von dem roten Zeichen aus, das der Russe auf dem rechten Ärmel trägt.

Die Straße hinauf geht es in rascher Fahrt zum roten Platz. Die Deutschen konnten ein leichtes Staunen doch nicht unterdrücken; das alles sah so gar nicht nach Aufstieg aus. Ueberall Schmutz und Verkommenheit, das Bild einer armen Fabrikstadt. Der Konsul macht eine diesbezügliche Bemerkung, worauf ihm der Russe entgegnet: „Wir stehen erst am Anfang.“

In der Mitte des Platzes stand als erdrückender Koloss das Denkmal. Vor dem Torturm des Kremel steigen sie aus und wandern nach dem alten Zarenpalast. Ueberall herrscht der Verfall; nur der Raum, in dem Lenins gläserner Sarg steht, ist mit ungeheurer Pracht ausgestattet. Der Vater all der jahrelangen, blutigen Grusel liegt — wie ein Gott verehrt — in dem von Gardisten bewachten Stabschrein. Entblößten Hauptes, wie verziert, schaut Popowitsch auf den toten Mann; aber die Deutschen sind froh und atmen wie erlöst auf, als man wieder im Freien steht.

Mit einer Stunde Verspätung fährt der Express am Nachmittag weiter. Die graue Stadt liegt hinter ihnen, Sand, niedrige Rieserwälder, Sümpfe, immer die gleichen Bilder. Ein Tag nach dem anderen vergeht. Lesen, Schreiben, Plaudern und bei Tische immer die Gesellschaft des Russen. Inzwischen hat der Zug die Höhe des Ural erreicht. In den Fenstern weht scharfe Luft herein, und der feine Sand beißt die Augen.

Die junge Frau seufzt ein wenig und beginnt die Tage zu zählen.

Ein Eisenbahnwagen-Korridor und zwei schmale Abteile wirken auf die Dauer erdrückend. Die beiden Männer trösten sie aber; nur noch zwei Tage, dann steigt man in Harbin an.

Nach der letzten Wahlzeit erklärt Frau Inge erleichtert: „Gott sei Dank, nun werden wir den Russen los! Ich hatte in seiner Nähe immer das Gefühl des Gewürgtwerdens.“

„Wir wollen es hoffen!“ lacht Koffen. „Gnade Gott dem Menschen, den der Kerl auf dem Korn hat!“

Die fünf Stunden Entfernung von Harbin dehnten sich ins Endlose. Längst war alles Gepäck in Ordnung gebracht. Unzählige Tassen heißen Tees ließen sich die drei noch bringen, um den staubverquollenen, trockenen Hals frei zu spülen.

Der Zug, der eben noch in voller Fahrt hinterher war, ging plötzlich in langsames Tempo über. In der Nähe blühen die Lichter einer großen Stadt auf. „Aha, die Brücke!“ sagte Koffen und trat in den Gang ans Fenster.

Stadtmännern folgten. Rebelltropsend schob sich der erste Pfeiler der Sumaribrücke dem Zug entgegen. Vorsichtig setzte die Maschine Fuß vor Fuß. Ein Pfeiler nach dem anderen, vergitterte Bögen und Querriegel strichen an den Fenstern vorüber. Man glaubte sich jeden Augenblick auf einem anderen Aussichtsturm und hörte von unten her kläffende, brausende Wassermassen. Der gewaltige Aufschäumte an den eisernen Gerüsten hoch und umhüllte sie mit Wolken von weißem Gischt. Die gebannt sahen die drei Menschen in dieses unheimliche Quirlen und Kläffen hinab. Nun wurde die Tür des Nebenabteils zurückgeschoben, und Herr Popowitsch erschien, fertig gerüstet zum Aussteigen.

Der Zug fährt immer noch Schritt, so langsam, als wollte er jeden Augenblick halten. Die junge Frau schlüpfte in den weiten Reifemantel, drückt sich den weichen Filzhut auf's Haar und schaut stumm den unzähligen Lichtern entgegen, die immer näher leuchteten.

Die Brücke ist überfahren; zwei Minuten noch, dann kloppt der Zug in der mächtigen Bahnhofshalle. Bremsen kreischen, Türen schlagen, und nach einer halben Stunde schließt der Liftkorb im Baikahotel die Tür hinter den drei Deutschen.

Der Aufzug saß in die Höhe 33 und 34 schritt das Haupttelefon; gedämpfte Tritte auf roten Säulern. Das

chinesische Zimmermädchen läßt die Gäste in sehr modern aber müßige Zimmer eintreten und fragt nach dem Wünschen.

„Nichts als ein Bad und dann nur Ruhe!“ seufzt die junge Frau, indem sie reine Wäsche und Schlafanzüge auspackt und bereitet. Diese wenigen deutschen Worte scheint die Chinesin zu verstehen. Sie verschwindet und meldet in kürzester Zeit, daß die Bäder bereit seien.

Von Koffen steht das Ehepaar überhaupt nicht mehr. Das letzte, was Frau Inge an diesem Abend noch bemerkt, ist das lächelnde Gesicht des Russen, der in das obere Stockwerk fährt.

Zweites Kapitel.

In der großen Halle der Karawanserei war Nachmittagsbetrieb. Aus dem anstößenden Aino tönte die Musik herüber. Der Sibirenperep hatte eine große Zahl von Gästen gebracht, meistens Kaufleute, die zur Wiederaufnahme zerstörter Beziehungen nach Peking und den südlichen Provinzen reisen und hier erste Station machten, um sich wieder an China zu gewöhnen.

Peter Koffen hatte sich an dem breiten Straßenfenster einen Tisch reservieren lassen. Er bummelte sich haglich in der Halle hin und her und unterhielt sich zwischendurch mit dem Direktor, den er von seinen letzten Reisen her gut kannte. Es war ihm zwar immer noch der Rhythmus des Fahrens im Körper zurückgeblieben, aber er hatte doch wenigstens den Rauch- und Staubgeschmack aus dem Munde, ein heißes Bad gehabt und in einem feststehenden Bett geschlafen.

Die meisten der Gäste sind noch nicht zum Vorsteher gekommen. Aber nun saß der Fahrstuhl nach unten. Stadtmanns treten heraus und begrüßen ihn mit freundslichem Jurn.

Eben will der Konsul der Reisegefährten entgegengehen, da legt sich von hinten eine Hand auf seine Schulter: „Koffen, ja ist's denn die Möglichkeit?“

Blitzschnell dreht sich Peter um und steht vor einem wahren Hahnen. Eine ungeheure blonde Mähne fällt über eine breite, kantige Stirn, unter der tiefgehende, graue Augen scharf hervorblicken. Auf dem dunklen, gebräunten Gesicht des Mannes liegt gefunde Müde, ein warmer Ton schwingt in seiner Stimme, als er leise lachend ruft: „Der Peter Michel ist wieder im Land.“

Koffen schüttelt dem blonden Riesen beide Hände. „Dr. Ritter, jetzt lob ich mein Schicksal, das Sie mit mir ersten in den Weg führt.“ (Fortsetzung folgt.)

